



# Die Geschichte(n) des Geldes

Von der Kaurischnecke  
zum Goldstandard –  
So entwickelte sich  
das Finanzsystem

**Michael Vaupel**  
**Vivek Kaul**

Michael Vaupel / Vivek Kaul

# **DIE GESCHICHTE(N) DES GELDES**

Von der Kaurischnecke zum Goldstandard –  
So entwickelte sich das Finanzsystem

**börsenbuch**  *verlag*

Teile dieses Buchs wurden bereits in folgendem Werk veröffentlicht:  
Easy Money: Evolution of Money from Robinson Crusoe to the First World War  
English language edition published by SAGE Publications India Pvt of New Delhi,  
London, Thousand Oaks, and Singapore  
© Vivek Kaul, 2013

Copyright 2016:  
© Börsenmedien AG, Kulmbach

Covergestaltung: Romina Künzel und Johanna Wack  
Gestaltung und Satz: Bernd Sabat, VBS-Verlagsservice  
Herstellung: Daniela Freitag  
Lektorat: Elke Sabat  
Korrektur: Egbert Neumüller  
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN 978-3-86470-327-0

Alle Rechte der Verbreitung, auch die des auszugsweisen Nachdrucks,  
der fotomechanischen Wiedergabe und der Verwertung durch Datenbanken  
oder ähnliche Einrichtungen vorbehalten.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

**BÖRSEN**  **MEDIEN**  
AKTIENGESELLSCHAFT

Postfach 1449 • 95305 Kulmbach  
Tel: +49 9221 9051-0 • Fax: +49 9221 9051-4444  
E-Mail: [buecher@boersenmedien.de](mailto:buecher@boersenmedien.de)  
[www.boersenbuchverlag.de](http://www.boersenbuchverlag.de)  
[www.facebook.com/boersenbuchverlag](http://www.facebook.com/boersenbuchverlag)

## INHALT

Vorwort Vivek Kaul.....	5
Vorwort Michael Vaupel .....	9
Warum Robinson Crusoe kein Geld brauchte .....	13
Gold – nützlich oder nutzlos? .....	31
Bedrucktes Papier wird zu Geld .....	55
Papiergeld in Zeiten des Umbruchs.....	93
Spekulationsblasen und Krisen.....	137
Goldene Zeiten.....	171
Diesmal ist es nicht anders .....	203
Anhang .....	215



TO MA AND PAPA, FOR LETTING ME BE!

Liebe Leserin, lieber Leser,

sofern Sie es schaffen, dieses Buch bis zum Ende zu lesen, werden Sie auf ein Zitat des deutschen Philosophen Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770–1831) stoßen. Dieses lautet: „Was die Erfahrung aber und die Geschichte lehren, ist dieses, dass Völker und Regierungen niemals etwas aus der Geschichte gelernt und nach Lehren, die aus derselben zu ziehen gewesen wären, gehandelt haben.“

Dieses eine Zitat fasst im Grunde zusammen, was mein Koautor Michael und ich mit diesem Buch versucht haben. Der Staat – repräsentiert durch Könige, Königinnen, Politiker, Generalsekretäre oder Diktatoren – hat Geld oft missbraucht. Und die Tatsache, dass dieser Missbrauch fast immer desaströs geendet hat (wie wir in diesem Buch sehen werden), hat Staaten nicht davon abgehalten, denselben Fehler immer und immer wieder zu begehen.

Dabei geht es nicht nur um weit entfernte geschichtliche Ereignisse, sondern das geschah auch nach der Finanzkrise von 2008, als die viertgrößte Investmentbank der Wall Street, Lehman Brothers, zahlungsunfähig wurde. Einer der Hauptgründe, die zur Finanzkrise führten, war, dass Zentralbanken und Regierungen eine Ära des „leichten Geldes“ eingeläutet hatten. Diese Ära führte zu exzessivem Schuldenmachen und letztlich zu einer riesigen Immobilienblase in den USA. Sobald diese Immobilienblase zu platzen begann, kam es zur Finanzkrise.

Und nachdem diese Krise überstanden war, haben die Zentralbanken der westlichen Welt weiter dasselbe getan, immer wieder. Eine

weitere Ära des „leichten Geldes“ wurde eingeleitet. Das Problem dabei ist, dass die Wirtschaftsgeschichte uns klar zeigt, dass „leichtes Geld“ zwar kurzfristig Vorteile hat, aber mittel- und langfristig üblicherweise große Probleme mit sich bringt.

Unsere verantwortlichen Zentralbanker und Politiker lesen offensichtlich nicht genügend Geschichtsbücher oder sie sind nur daran interessiert, dass ihre eigene Amtszeit ohne Probleme vonstatten geht – wofür sie alles tun würden. Und wenn das bedeutet, eine neue Ära des „leichten Geldes“ einzuläuten, dann sei es so.

In diesem Buch betrachten Michael und ich die Wirtschaftsgeschichte der Welt und ziehen dann Parallelen dazu, wie die Dinge heutzutage laufen. Einer der Punkte, die wir besprechen, ist das relativ geringe Eigenkapital, mit dem Banken und andere Finanzinstitute heute arbeiten. Wie Walter Bagehot, im 19. Jahrhundert Herausgeber der Wochenzeitung *The Economist*, einmal sagte: „Die Hauptquelle der Profitabilität des etablierten Bankwesens ist die geringe Menge an erforderlichem Kapital.“ Dieser fundamentale Punkt ist wichtig, um sowohl die Entwicklung von Banken und anderen Finanzinstituten im Laufe der Jahre als auch die heutige Situation zu verstehen. Banken und Finanzinstitute haben im Laufe der Jahre herausgefunden, dass ihre Rendite umso höher sein kann, je weniger Eigenkapital sie selber einsetzen. Aber dies erhöht gleichzeitig das Risiko im gesamten Finanzsystem.

Das sind Lektionen, die gelernt werden müssten, welche aber nicht gelernt werden.

Um es zusammenzufassen: Beim Thema Finanzsystem und Geld hat sich im Laufe der Jahre viel geändert und viel entwickelt. Aber auf einem sehr grundlegenden Niveau sind die Dinge weiterhin dieselben.

Angenehme Lektüre.

VIVEK KAUL



FÜR KRISTINA

*„Glücklich das Volk,  
dessen Geschichte sich langweilig liest.“*

– CHARLES-LOUIS DE MONTESQUIEU (1689–1755)

Liebe Leserin, lieber Leser,

Geschichte wiederholt sich nicht unbedingt – aber sie „reimt sich“, so ein Zitat von Mark Twain. Ich finde, dieses Zitat passt sehr gut zu unserem Buch, welches hiermit vor Ihnen liegt. Ein Beispiel: Die US-Notenbank kauft US-Staatsanleihen, die Leitzinsen werden gesenkt. Der US-Finanzminister verkündet, dass es ein reichliches Angebot an „easy money“ – leichtem Geld – gibt, was für alle Eventualitäten sorgen würde. Kommt Ihnen das bekannt vor?

Diese Situation beschreibt nicht nur die Gegenwart, sondern auch das Jahr 1927. Und ging es gut, damals, 1927? Aber ja! Die US-Wirtschaft boomte. Auch 1928 und einen Teil des Jahres 1929 hindurch sorgte das „leichte Geld“ für einen Boom in der Realwirtschaft und besonders am Aktienmarkt. Doch dann kam der Zahlag: Crash an der Wall Street und Beginn der Weltwirtschaftskrise im Jahr 1929.

Ob es diesmal analog dazu wieder so kommen wird? Dazu möchte ich meinen Koautor zitieren, mit dem ich Themen wie dieses durchgegangen bin. Vivek antwortete mit einem Zitat. Auf den ersten Blick hat es nichts mit der Frage zu tun – auf den zweiten Blick hingegen zeigte es mir, warum ich so dankbar bin, Vivek als Koautor gewonnen

zu haben. So zitierte er Mark Buchanan, welcher sinngemäß dieses Beispiel nannte:

Ein Haus ist abgebrannt. Später fand man heraus, dass jemand mit Streichhölzern gespielt hatte. Ein Funke war auf eine Spielkarte geflogen und diese hatte angefangen zu brennen. Da mehrere Spielkarten daneben verteilt waren, breitete sich das Feuer über diese aus, erreichte dann die Vorhänge und das Haus brannte ab. Können wir in dem Fall die Schlussfolgerung ziehen, dass das Haus nicht abgebrannt wäre, wenn die Spielkarten nicht auf dem Tisch verteilt gewesen wären? Durchaus. Aber können wir das verallgemeinern? Wird die Zahl der Hausbrände dadurch verringert, dass Spielkarten nicht auf bestimmte Weise auf einem Wohnzimmer Tisch verteilt werden?

Dies als Warnung davor, voreilige Analogieschlüsse zur Situation von 1929 zu ziehen. Vivek und ich liefern Ihnen mit unserem Buch keine „Gewissheiten“ im Sinne eindeutiger Analogieschlüsse. Wir sagen nicht, dass es zum Beispiel so wie 1929 kommen muss. Stattdessen zeigen wir Ihnen, wie es früher einmal in ähnlicher Situation verlaufen ist. Wir beschreiben Ihnen, zu was „Geld drucken“ in früheren Jahren geführt hat. Geschichte wiederholt sich nicht – aber sie reimt sich. Und wer die Geschichte kennt, ist tendenziell besser vorbereitet auf die aktuellen Ereignisse. Davon sind wir überzeugt.

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen eine angenehme und gewinnbringende Lektüre!

Ihr

MICHAEL VAUPEL



*„Dem Büffel ist das frische Gras lieber  
als eine goldene Futterkrippe.“*

– CHINESISCHES SPRICHWORT

Daniel Defoe war wahrscheinlich der erste investigative Finanzjournalist der Welt.<sup>1</sup> Er soll detailliert über die sogenannte Südseeblase berichtet haben, eine Spekulationsblase, die London in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts traf. Isaac Newton, der damals selber eine bedeutende Summe verlor, soll dazu gesagt haben: „Ich kann die Bewegung eines Körpers messen, aber nicht die menschliche Dummheit.“

Heute hingegen ist Daniel Defoe – wenn überhaupt – bekannter als Autor des Romans „Robinson Crusoe“, der im April 1719 das erste Mal veröffentlicht wurde. Wenn Sie dieses Buch nicht aus Ihrer Kindheit kennen, hier die kurze Zusammenfassung: Ein Schiffbrüchiger verbringt 28 Jahre auf einer einsamen Insel in der Karibik, bevor er schließlich gerettet wird. Die Insel wird gelegentlich von Kannibalen besucht. Bei einem dieser Besuche entkommt ein Gefangener der Kannibalen. Robinson Crusoe rettet ihn und nennt ihn „Freitag“ – weil das Ereignis an diesem Wochentag stattfand. Aber was hat dieser Robinson Crusoe in unserem Buch zu suchen? Außer der Gemeinsamkeit mit Ihren Autoren, dass auch diese manchmal auf Freitag warten?

Diese kurze Einleitung zu Daniel Defoe und Robinson Crusoe soll bei der Beantwortung der Frage helfen, ob „Robinson Crusoe und

Freitag Geld brauchten“.<sup>2</sup> Die Antwort ist: Nein, brauchten sie nicht! Robinson und Freitag waren die einzigen beiden Menschen auf der Insel. Wenn sie Fisch haben wollten, dann konnten sie welchen fangen. Wenn sie Kokosnüsse wollten, brauchten sie diese nur einzusammeln. Sie mussten nichts von irgendjemandem kaufen.

### **Alles Gold der Welt ...**

Selbst wenn sie alles Gold der Welt gehabt hätten, dann hätte es für sie nichts bedeutet. Und wenn sie modernes Papiergeld gehabt hätten, dann hätten sie dieses nur zum Feuermachen nutzen können. Ja, zwei Menschen auf einer einsamen Insel benötigen kein Geld. Aber wenn es mehr als zwei Menschen werden, dann kommt das Bedürfnis auf, ein Zahlungsmittel zu haben, um einfacher tauschen zu können.<sup>3</sup> Nichtsdestotrotz kam das Konzept von Geld nicht sofort auf – zuerst entwickelte sich der Tauschhandel, Ware gegen Ware. Mit dem Begriff „Barter-Geschäft“ wird der bargeldlose Tauschhandel bezeichnet. Wer ein paar Eier hat und Salz braucht, kann eins der Eier gegen Salz eintauschen. Geld ist bei diesem Tausch nicht notwendig. Aber nicht immer ist es so einfach.

*Das erste Problem*, welches bei Barter-Geschäften auftauchen kann, ist die notwendige Gleichzeitigkeit der Wünsche. Angenommen, ich habe Eier und möchte Salz. Also muss ich jemanden finden, der Salz hat und zur selben Zeit dieses gegen ein Ei eintauschen möchte. Aber was ist, wenn die Person, die Salz hat, dieses nicht gegen ein Ei, sondern gegen Zucker eintauschen möchte? Was passiert dann? Um die Transaktion in diesem Fall durchführen zu können, muss ich erst jemanden finden, der Zucker hat und diesen gegen ein Ei eintauschen möchte. Dann nehme ich den Zucker, gehe damit zu der Person, die das Salz hat, und gebe ihr den Zucker im Austausch gegen das Salz.

Dieses Beispiel beinhaltet drei Waren. Stellen Sie sich vor, was los wäre, wenn es um zehn Waren gehen würde. Das könnte für diejenigen, die tauschen möchten, ein komplettes Chaos bedeuten. In

einem Barter-System mit vier Waren gibt es sechs mögliche Tauschverhältnisse. Aber stellen Sie sich ein Barter-System vor, in welchem 1.000 Waren untereinander getauscht werden können. Dann würde es 499.500 mögliche Tauschverhältnisse geben.<sup>4</sup>

*Das zweite Problem* bei Barter-Geschäften ist die Unteilbarkeit. Angenommen, jemand möchte eine Töpferware gegen grundlegende Dinge wie Eier, Salz und Weizen verkaufen. Wenn dieser Mensch keine Person findet, die diese Dinge gegen eine Töpferware eintauschen möchte, dann kommt kein Barter-Geschäft zustande. Und wenn es drei unterschiedliche Menschen gibt, von denen der eine Eier, der andere Salz und der dritte Weizen anbietet – wie kann dann die Töpferware aufgeteilt werden? Denn diese ist nur ungeteilt von Nutzen.

Schon in der Steinzeit lebten die Menschen in Gruppen von vielleicht 20 bis 60 Personen zusammen.<sup>5</sup> In so einer Gemeinschaft gingen üblicherweise die Männer auf die Jagd, um Fleisch auf den Tisch zu bringen. Aber nach jeder Jagd gab es einige Männer, welche nicht erfolgreich gewesen waren, und deshalb mussten deren Familien hungern.

Eine Möglichkeit, dieses Problem zu beseitigen, war die Vergesellschaftung der Risiken: Jäger, welche Erfolg hatten, teilten das Fleisch mit denjenigen, welche nicht erfolgreich gewesen waren. So wurde sichergestellt, dass niemand hungern musste.<sup>6</sup> Das beinhaltete natürlich die Annahme, dass Jäger mit einem schlechten Tag später wieder vielleicht einen guten Tag haben würden – und dann ihrerseits mit anderen teilen würden. Aber dieses Arrangement ging davon aus, dass alle Jäger gleich kompetent bei der Jagd sein würden, was der Fall gewesen sein mag – oder eben nicht. Wenn der Mann einer bestimmten Familie generell ein schlechter Jäger war, dann war die Wahrscheinlichkeit größer, dass er mehrere schlechte Tage haben würde. In so einer Situation würde er von der Großherzigkeit der anderen abhängig sein, um seine Familie ernähren zu können.